bräunliche, stark zur Stumpfheit neigende, verkümmerte Nase — stark ausgebildetes, tadelloses Gebiß — etwas hervorstehende Backenknochen — überaus stark entwickelte Hinterschädel — muskulöser, wenig zur Fülle neigender, mittelgroßer Rumpf mit derben Gliedmaßen — dunkler, borstenartig-starker Haarwuchs, der bei der Mehrzahl der Versammelten auch bereits als schmutzig-schimmernder erster Flaum Kinn und Lippen umsäumt. Uebrigens ist die äußere Ordnung und Zucht in der Klasse nicht so schrecklich grausam streng und soldatenartig, wie es das uniformirte Aeußere der jungen Leute annehmen läßt: sie sitzen vielmehr meist recht bequem und nachlässig, wenn auch verständig aufmerkend, ja theilweise leidenschaftlich gespannt. Das Uebersetzen und Lesen des deutschen Sturm- und Drangdichters geht recht flott und der angeborenen nationalen Zungenfertigkeit entsprechend von statten, wenn auch die Aussprache und Betonung in aller Munde eine stark slawische Färbung verräth. Auffallend für ein deutsches Lehrohr, das an besonders deutliches und lautes Rezitiren gewöhnt ist, ist nur die wenig nachdrückliche Art des Sprechtons, der nach unsern Begriffen mehr den Charakter einer urgemüthlichen Plauderei als einer angespannten Schülerleistung in sich trägt. Die rhetorische Durchdringung des Gelesenen und Verstandenen war meist wahrhaft bewundernswerth, wie denn auch die Schiller'schen Kraftstellen die tiefsinnigen Augen der angehenden Nihilisten in unheimlichen Freiheitsdrange aufleuchten lassen.

* **Ein elektrischer Cigarrenanzünder.** Die Nippes, welche den Schreibtisch des Kaisers Franz Josef im lainzer Lustschlosse zieren, sind dieser Tage um einen elektrischen Cigarrenanzünder vermehrt worden. Auf einem feinpolirten Holzkästchen ruht eine reich mit echter Goldbronce ornamentirte Vitrine, welche einen automatischen Federzug enthält. In Verbindung mit dieser Feder steht eine kleine Bronceplatte, die als Sitz für den eigentlichen, in Kerzenform gehaltenen Zünder dient. Der Zünder, von dem aus eine Seidenschnur, welche die elektrische Leitung bildet, zu den Widerständen in der Holzkassette läuft, zeigt als Abschluß in einer Porzellanumrandung ein dünnes, auf Asbestlagen ruhendes Gewebe von Platindrähten, die eigentliche Glüh- oder Brennscheibe. So lange der Zünder auf der Bronceplatte der Vitrine ruhig ruht, erscheint der elektrische Strom ausgeschaltet. In dem Augenblicke aber, als man den kerzenförmigen Zünder in die Höhe hebt, erfolgt die Einschaltung, und das Gewebe von Platindrähten beginnt zu glühen, auf diese Weise seinen Zweck als Cigarrenanzünder erfüllend. Die Verbindung mit der Elektrizitätsquelle, die entweder aus einer Batterie oder, wo eine elektrische Beleuchtungsanlage wie im lainzer Schlosse ist, aus einem Accumulator besteht, geschieht durch einen einfachen Steckkontakt mittels eines von der Holzkassette auslaufenden Leitungsdrahtes. Der Cigarrenanzünder ist vor einigen Tagen dem Kaiser überreicht und auf Einladung des Monarchen auch zum ersten male in Thätigkeit gesetzt worden. Seither bedient sich der Kaiser, der bekanntlich sehr gern der Cigarre huldigt, dieses Zünders. — Die Frkf. Ztg. macht im Anschluß an diese Mittheilung darauf aufmerksam, daß die erwähnte angenehme Erfindung in Frankfurt bereits von jedermann benutzt werden kann. Ein elektrischer Zündapparat wie der beschriebene steht in dem Cigarren-Verkaufsstand der Elektrischen Ausstellung in Gebrauch und findet infolge seiner sinnreichen Konstruktion bei dem rauchenden Publikum lebhaften Anklang.

* **Ein sonderbarer Kauz,** zugleich der Typus eines gewissen alttürkischen Beamtenthums, ist Hadji Izzet Pascha, der Generalgouverneur von Adrianopel, dessen Wirthschaft für den Bahnüberfall bei Konstantinopel in erster Linie verantwortlich zu machen ist. Besagter Hadji Izzet Pascha ist, wie dem „H. C." berichtet wird, ein uraltes, schon beinahe kindisch gewordenes Männchen, das es in wenigen Jahren fertig gebracht hat, die früher blühende Provinz gänzlich zu ruiniren und in der Stadt Adrianopel selbst alles Leben zu ertödten. Alttürke vom reinsten Wasser, der seine Leibwäsche nur in einer heiligen Quelle nahe der im tiefsten Armenien gelegenen Stadt Erzingbian, wohin sie auf Kameelen gebracht werden muß, waschen läßt, haßt er alles Europäerthum aus dem Grunde seiner Seele. Ein Hauptspaß ist es ihm, wenn er einem ihn besuchenden Europäer die von den Türken als unrein angesehene linke Hand bieten kann. Musik und sonstige Lustbarkeiten hat er in Adrianopel strengstens verboten. Er schläft nur gegen Morgen, weil er den Glauben hat, daß nachts die bösen Geister (Dschins) Macht über ihn haben und ihm den Hals umdrehen könnten. Nie schläft er allein, sondern immer muß sein Faktotum, ein Halbgreiche, die auf dem Boden ausgebreitete Matratze, die tagsüber entfernt wird, mit ihm theilen. Vor dem Schlafengehen versteckt der Pascha eine gewisse Anzahl von Medjidiés — eine türkische Silbermünze im Werthe von nicht ganz 4 M. — im Zimmer und ruft dann seinen Bettgenossen. Kaum ist dieser eingetreten, so kriechen beide in der Stube herum, das Geld zu suchen, bis die Summe wieder beisammen ist. Diese Komödie wiederholt sich alltäglich und es scheint, daß der alte Mann dadurch in sich die Vorstellung wachrufen will, als vermehre sich sein riesiges Vermögen noch auf solche wunderbare Weise. Er soll bisher ein Kapital von etwa 50 Mill. Franken zusammengescharrt haben und hierin, d. h. in dem Beckischish, das er in Stambul zu geben vermag, dürfte auch der Grund zu suchen sein, daß der ganz unfähige Greis immer noch auf diesem wichtigen und — äußerst lohnenden Posten gelassen wird.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Professor G. Schweinfurth ist nach 5monatlicher Abwesenheit von seinem Ausfluge nach dem italienischen Kolonialgebiet Erythrea (Nord-Abessinien) wohlbehalten nach Berlin zurückgekehrt. Eine sehr reiche botanische Ausbeute ist abermals der Gewinn dieser rasch und glücklich ausgeführten Forschungsreise.

?? Die Ausgrabungen der deutschen archäologischen Schule in Magnesien nehmen, wie man uns aus Konstantinopel schreibt, den erfreulichsten Fortgang. Unter anderen wurden die Ueberbleibsel mehrerer antiker Gebäude, darunter ein großes Theater, bloßgelegt. Bis jetzt berechtigen die gewonnenen Resultate zu den besten Hoffnungen, und ist es sehr wahrscheinlich, daß dort wichtige geschichtliche Denkmäler zutage gefördert werden. In dieser Voraussicht ist auch die Zahl der betheiligten Arbeiter erheblich vermehrt worden.

— Der münchener Maler K. W. Diefenbach ist bekannter als Sonderling, während von seiner unleugbaren Künstlerschaft die große Menge kaum eine Ahnung hat. Es ist demselben daher bisher auch ziemlich dürftig ergangen. Jetzt hat D. trotz aller Kämpfe und Anfeindungen ein neues Kunstwerk geschaffen, welches, wie die münchener Wochenschrift „Moderne Blätter" schreibt, selbst dem Vorurtheilsvollsten zum mindesten Ehrfurcht vor seinem Wollen und Können abzwingen soll und wird. Dieses Kunstwerk besteht aus einem Cyklus von 24 Gemälden (3×2 m), und soll unter dem Titel: „Das wiedergefundene Paradies" in symbolischer Form sein Empfinden und seine Philosophie zur Aeußerung bringen. D. wird diesen Bildercyklus demnächst in München ausstellen. Außer diesem umfaßt die im ganzen etwa 90 Stück haltende Ausstellung, neben einer großen Anzahl bedeutungsvoller älterer Arbeiten des Meisters, noch Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, Landschaftsbilder, Selbstporträt, Meeresstudien u. a. m. Die Bilder befinden sich z. Z. noch in Dorfen bei Wolfratshausen, wo der Künstler-Einsiedler jetzt wohnt und schafft.

* Görlitz, 9. Juni. Der letzte Tag des schlesischen Musikfestes, der wieder einen überfüllten Saal vor sich sah, wurde eingeleitet mit der Sinfonie F-dur von Brahms; dann traten die Solovorträge in ihr Recht. Von diesen sind hervorzuheben: „Wotans Abschied," das Becker'sche „Osterlied" und „Die beiden Grenadiere" von Schumann, gesungen von Hrn. Bulß; ferner „Gesangsscene" von Spohr, gespielt von Hrn. Petri, die große Arie des Josef aus Mehuls Oper, gesungen von Herrn Birrenkoven. Frl. Leisinger sang Lieder vom Grafen Hochberg; dem stürmischen Verlangen des Publikums, daß der Komponist selbst die Begleitung am Flügel übernehmen möge, konnte nicht nachgegeben werden, weil Graf Hochberg sich gestern die Hand verletzt hat. Am Schlusse des Festes brachte das Publikum, der Chor und das Orchester dem Grafen Hochberg ein dreimaliges begeistertes Hoch aus, als Dank für seine Förderung der schlesischen Musikfeste, durch welche Görlitz zum Mittelpunkte des schlesischen Musiklebens gemacht wurde.

+ Vor etwa einem halben Jahre berichteten wir an dieser Stelle von der auch damals bereits in die vorbereitende That umgesetzten Absicht, nach Art der protestantischen Lutherfestspiele in den katholischen Gegenden Deutschlands ein Bonifazius-spiel ins Leben zu rufen. Ueber die Angelegenheit erfahren wir nunmehr weiter, daß man auch in England, bekanntlich dem Heimathsland des Bonifazius, und zwar von der englischen Hochkirche angehöriger Seite, dem Unternehmen Interesse und voraussichtlich auch werkthätig förderndes Interesse, entgegenbringt. Im Laufe des Sommers wird sich ein an dem Unternehmen wesentlich betheiligter Künstler nach England begeben, um daselbst mit den interessirten Kreisen Verhandlungen auch über die scenische Einrichtung des Stückes zu pflegen. So viel steht schon fest, daß, dem Geschmacke des englischen Volkes in dramatischen Dingen entsprechend, die Handlung einen in mehrfacher Beziehung plastisch-realistischen Zuschnitt erhalten und z. B. die Scene der Füllung der heiligen Eiche der heidnischen Friesen vollkommen der Wirklichkeit entsprechend zur Darstellung gelangen soll. Es wird auf der Scene thatsächlich eine Rieseneiche gefällt werden. Auch in Holland sind der dortigen Jansenistischen Kirche angehörige Kreise für das Unternehmen interessirt. Es ist einleuchtend, daß unter diesen Verhältnissen das Drama selbst des Charakters einer für das katholische Bekenntniß mit scharfer Spitze eintretenden Kampfdichtung entbehrt. Die landschaftliche Scenerie wird bei allen Vorgängen der örtlichen Wirklichkeit getreu nachgebildet.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 133. Halle a. d. S., Donnerstag den 11. Juni **1891.**

[39]

Unter der Asche.

Roman von L. Haldheim.

Vergnügt fuhren sie eine Stunde später mit der Zahnradbahn nach Vietznau hinab; Alix, heute schon muthiger als gestern in die grausige Tiefe hinabsehend, über welche sie dahin glitten, und zwischendurch sich mit vollster Hingabe der herrlichen Bilder freuend, welche diese Thalfahrt ihnen bot.

Gleich darauf kam das Dampfboot, legte an, brachte einen Strom von Reisenden und nahm einen andern wieder in Empfang, und dann saßen sie auf dem Deck, und Alix wollte nichts sehen als diesen unbeschreiblich schönen See, dessen blaugrüne durchsichtige Fluthen durch die arbeitenden Räder von einem Strom funkelnder Schaumdiamanten übergossen wurden.

Weit über die Brüstung gelehnt, sah die frohe, die glückliche Alix, welche zum erstenmal das Leben mit frei athmender Brust genoß, hinab auf die Wellen, diese zitternden Lichter und hinauf zu den sonnenbeglänzten Bergspitzen, die immer überragt wurden von noch höheren Gefährten, welche ihre beschneiten Gipfel im blauen Aether badeten.

Was kümmerten sie die Menschen alle, welche plaudernd und schauend sie umdrängten? Sie wollte jetzt nichts, als sich ganz dem unaussprechlichen Glücksgefühl überlassen, welches sie durchströmte und welches durch den Blick auf die Harmonie und Schönheit der Natur, welche sie hier umgab, und durch die volle Hingabe an die in ihr geweckten Empfindungen noch erhöht wurde. Erst in diesen letzten beiden Wochen war in ihrem Herzen alles so licht, so hell und freudenvoll geworden, und wenn sie sich auch vergebens sagte, es sei ja für sie doch wahrlich noch kein Grund zu solcher Freudigkeit, so konnte sie ihrem Blut nicht wehren, rascher und leichter zu fließen, ihre Seele nicht hindern, zu hoffen auf ein Etwas, dem sie einen Namen nicht geben mochte. Sie hatte sich vorgenommen, alle ihre Wünsche zu begraben und meinte auch ernsthaft, das gethan zu haben.

Aber dennoch hoffte und wünschte sie; nun schloß sie die Augen, um die eigene Inkonsequenz nicht zu sehen.

Erst nach längerer Zeit traf ihr Ohr ein bekannter Name und zugleich die scharfe Stimme der Frau v. Wesdahl und ihrer Tochter Martha, die sie mit Ueberraschung erkannte.

Die Damen hatten die Gräfin Custell begrüßt, welche zu fein und wohlerzogen war, um sich merken zu lassen, daß ihre Freude über „den reizenden Zufall" nicht ganz der ihrer Bekannten gleichkam.

„Wir gehören zwar nicht zu den Leuten, welche dem Glück im Schooß sitzen, sondern wir müssen uns jede kleine Freude eigentlich buchstäblich vorher und nachher abkargen," erklärte mit gewohnter sauersüßer Freundlichkeit die Mutter. „Aber wir gönnten uns ja nun auch einmal ein Plaisir, meine arme Tochter hat sonst so wenig vom Leben, und da ist es uns nun ein doppeltes Vergnügen, Sie, liebe Gräfin zu treffen, denn nicht allemal kann man sich seiner Bekannten auf solch einer Reise mit Anstand erinnern. Und es giebt ja auch manche, die froh und dankbar sind, wenn man diskret vorüber geht und von den Abenteuern nicht Notiz nimmt, von welchen man so ganz zufällig Zeuge wird."

„O ja, und das bei Leuten, die eigentlich in unsere Gesellschaft auch nur so hineingeschmuggelt sind," setzte gallig Fräulein Martha hinzu.

„Ganz wie immer," dachte Alix, heimlich lächelnd, und hütete sich wohl, zu thun, als ob sie die beiden Damen bemerkt.

Dann kamen nach wenigen Augenblicken der Graf Custell und Taura dazu; es gab eine neue Begrüßung, und Alix blieb nun nichts übrig, als sich ebenfalls zu melden, wobei ihr auffiel, daß die Mienen der Damen plötzlich einen eigenthümlich forcirten melancholischen Ausdruck hatten, während es in den Augen der älteren so sonderbar grämlich funkelte.

Man setzte sich natürlich sofort wieder nach dem „woher" und „wohin".

„Wir waren gestern nachmittag nach dem Axenstein hinaufgefahren und kommen eben von dort!" gab Fräulein Martha mit affektirtem Zögern zur Antwort.

„Da haben Sie gewiß meine Frau gesehen, Gnädigste?" fragte der Baron lebhaft.

„Ja — freilich — gesehen wohl —" zögerte Fräulein Martha.

„Wir wagten aber nicht, Ihre Frau Gemahlin in Anspruch zu nehmen — sie bekam Besuch — Graf Winstein —!"

„Wir sahen nur, wie der Herr Graf und die Frau Baronin gestern abend spazieren gingen."

„Und heute früh, als wir abfuhren, war er auch noch da!" setzte die andere hinzu, und das alles klang so sanft und harmlos und doch so grenzenlos bedeutsam.

Der Schrecken lähmte Alix, als sie sah, wie ihres Vaters Gesicht im Nu sich mit Todesblässe bedeckte.

Und welch furchtbarer Ausdruck lag in seinen Augen!

„Sollten Sie sich nicht irren, meine gnädige Frau? Kennen Sie den Grafen Winstein genau?" fragte er mit völlig veränderter Stimme. „Wir sahen ihn gestern fast zu derselben Stunde auf dem Rigi."

„Irren? Er hat uns im Vorbeigehen flüchtig gegrüßt. O nein, wir irren uns nicht. Wir sind ja mit ihm zugleich in Brunnen angekommen und dann hinaufgefahren, nur schien sich der Graf unserer geringen Persönlichkeiten durchaus nicht zu erinnern," versicherten, liebenswürdig lächelnd, Mutter und Tochter.

Alix sah, wie Graf Custell befremdet ihren Vater anblickte, wie dieser sich umwandte und schwankend, taumelnd fortging, wie Custell vor der Todesblässe Tauras erschrak und ihm mit besorgter Miene folgte.

Großer Gott, was hieß das? Adriana mit Winstein seit gestern zusammen auf dem Axenstein — vor aller Welt Augen ein Rendezvous? Denn das wollten diese beiden schrecklichen Frauen doch andeuten.

Da klang schon Custells Stimme.

„Alix, Alix! Ihr Flacon! Kommen Sie rasch!"

Sie stürzte dem Rufenden entgegen; in ihrer kleinen Ledertasche, welche sie über die Schulter gehängt trug, hatte sie das Verlangte.

„Was ist das? Was war dem Baron? Er sah plötzlich so blaß aus," fragte die Gräfin, die überdies, ohne jede Ahnung von den einstigen Beziehungen Winsteins zu Adriana, in der That völlig arglos geblieben war.

Dann aber wurde die Mutter vertraulich:

„Ach, liebe Gräfin! Dieser arme Baron! Seine Heirath rächt sich! Wer kann aber auch von der Notüre anderes erwarten! Diese schöne Frau" — wie höhnisch das klang — „hat ohne allen Zweifel eine Liaison mit dem Grafen Winstein." —

„Frau v. Wesdahl!" rief zornig die Gräfin, „hüten Sie sich, den Ruf einer ehrenwerthen Frau anzutasten! Baron Taura ist unser Freund, und seine Gattin —"

„O, die Frau Gräfin wird nicht erwarten, daß meine liebe Mama eine Verleumderin sei!" fuhr ihr die Tochter heftig entgegen. „Wer es nicht wissen will, braucht ja keine Notiz davon zu nehmen. Wir sind der Meinung, daß moralische Frauen auch ihren Haß gegen die Unmoralität bekunden sollen, denn leider Gottes ist das Vertuschen nur zu sehr beliebt."

„Nun, dann können Sie jedenfalls sich freisprechen, Fräulein Martha, aber ich kann und will nicht hören, daß man mehr in diesem Zusammensein der Baronin Taura mit dem Grafen Winstein findet, als in jeder zufälligen Reisebegegnung. Und nun entschuldigen Sie mich, ich bitte, dem armen Baron ist schlecht geworden, ich will doch nach ihm sehen."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910611058/fragment/page=0001

„Das glaube ich schon, daß ihm schlecht wird! Das hat er verdient!“ sagte rachsüchtig Frau v. Wesdahl hinter der Gräfin Custell her, die mit abweisendem Gesichtsausdruck sich entfernte.

Und dann schlichen Mutter und Tochter nach dem andern Theile des Schiffes und sahen lauschend hinab auf den Platz, wo der Baron Taura noch immer leichenblaß und wie ein gebrochener Mann an der Kajütenwand lehnte und mit starren Blicken vor sich hinstierte, während Alix, ebenso erschüttert, ihm den kalten Schweiß von der Stirn trocknete.

Taura hatte den Grafen Custell rauh angefahren, er wolle allein sein, er müsse allein sein.

Jetzt nahm dieser die fassungslose Alix beiseite, welche von der Gräfin liebevoll unterstützt wurde. Er sprach auf Alix ein und diese antwortete verneinend.

Und dann sah der Graf sich rings um und dann zurück und sagte sehr, sehr ernst, ja mit finsterer Strenge:

„Meine Damen, Sie haben da eben eine Thatsache erzählt, welche, wie ich überzeugt bin, einen verhängnißvollen Irrthum einschließt. Im Interesse der Gattin meines Freundes Taura muß ich Sie bitten, dringend bitten auch in Ihrem eigenen Interesse, sich auf das Genauste erinnern zu wollen, ob das, was Sie sagten, ganz und gar mit den Thatsachen übereinstimmt.“

Wie sie zischten! Thatsachen? Wahrheit? Sie brauchten die Wahrheit nicht zu scheuen, denn sie liebten die Wahrheit und die Klarheit, und wenn sie arglos erzählten, was sie gesehen, aus allernächster Nähe gesehen hatten, so konnten, Gott sei Dank, die sämmtlichen Gäste des Hotels die Wahrheit des Gesagten bezeugen!

Der Graf besänftigte; es sei ja eine an sich ganz harmlose Geschichte; der liebe Baron sei nur leider ein wahrer Othello und schaffe sich thörichterweise einen Grund zur Eifersucht aus dem einfachen Umstande, daß in seiner Abwesenheit seine Frau einen Bekannten traf.

„Hahaha!“ lachte grimmig die Mutter. „Ein sehr einfacher Umstand, daß die beiden dann im tiefen Dämmerschein auf den einsamsten Gartenwegen spazieren gingen, daß der liebe Graf die liebe Baronin ‚Adriana‘ nannte und sie versicherte, sie sei sein Glücksstern? Ach ja, lieber Graf, das ist natürlich alles grenzenlos harmlos! Auch daß sie nachher ins Haus ging und ihm einen Brief herausholte, den sie wahrscheinlich hatte absenden wollen und den er nun selbst mitnehmen konnte! Natürlich sehr harmlos! Und daß er heute noch da war, das ist auch lächerlich harmlos! ganz lächerlich! Sagen Sie dem lieben Baron das, er hat es verdient, daß man ihn tröstet, der Gute!“

Ganz außer sich vor Schrecken, noch mehr fast vor Empörung wandte der Graf Custell sich ab.

Welche Qualen das Herz Tauras durchwühlten, das verrieth sein in dieser einen Stunde um Jahre gealtertes Aussehen. Eine Verschärfung seines Elends war ihm der Umstand, daß Graf und Gräfin Custell, noch mehr, daß jene Vipern das Gräßliche mit erlebten.

Wie ein todeswunder Hirsch hätte sich Taura in tiefster Einsamkeit hinlegen mögen, um zu sterben, und da umgaben ihn nun die liebevollen erschreckten Augen seiner Freunde, da saß Alix neben ihm, seine Verzweiflung theilend, aber ihm auch jede Möglichkeit nehmend, diesem Zustande ein rasches Ende zu machen. Und hier, inmitten dieser hundert Menschen! Ach, eine Kugel, eine barmherzige Kugel, und nur eine Minute des Alleinseins!

Graf Custell hatte gesagt, es sei dies alles nur ein Zufall, er begreife Tauras wahnsinnige Aufregung nicht, und da hatte dieser in seiner Besinnungslosigkeit gestöhnt: „Er war Adrianas einstiger Verlobter! Er hat sie verlassen auf seines Vaters Befehl, und sie hat um seinetwillen nie heirathen wollen, bis —!“ Und dann hatte der arme Mann in wahnsinniger Selbstverhöhnung laut gelacht. Nun war dies Wort gesprochen. Custell hatte es getroffen, wie ein alles erklärender greller Lichtstrahl, und das einzige, was ihm jetzt zu thun übrig blieb, war, Taura seine Vermittelung anzubieten.

Aber, trotz allem! es konnte ja noch ein Irrthum vorliegen! Alix schwur darauf. Sie flehte: „Laß mich allein zu ihr, ich bringe dir die Erklärung!“ Ihr Vater lachte tonlos auf und sie sah, dies Lachen brach ihm das Herz!

Custell sagte nichts mehr. Er sah nach seinem kurzen Gespräch mit den Damen so furchtbar ernst aus, daß Alix fühlte — —

Doch nein! nein! Es konnte nicht sein! Es war ja unmöglich! Auch Graf Custell konnte sich irren.

Als sie in Luzern landeten, war nichts beschlossen.

„Lassen Sie Ihren Vater nicht eine Sekunde allein, Alix!“ empfahl der Graf dringend.

„Um Gotteswillen! Verlassen Sie uns heute nicht, Herr Graf!“ bat Alix.

„Das will ich auch nicht. Ihr Vater hat sich vor allem auf sich selbst zu besinnen, seine Fassung wieder zu erlangen! Er muß sich allein fühlen, aber er darf nicht ohne Aufsicht bleiben. Ich werde sofort sehen, die Damen wieder zu finden. Wir haben vergessen, ihnen Schweigen aufzuerlegen; uns selbst sind wir es schuldig, daß nicht ein Hauch von diesem allen ins Publikum dringt.“

„Aber wie wollen Sie diese Frauen zwingen, zu schweigen? Sie hassen uns! Weshalb, weiß ich nicht, aber jede ihrer Mienen sagt es!“ rief Alix.

„Nur ohne Sorge! Sie werden sich hüten, wenn ich ihnen sage, was sie, sobald ein Wort von dieser unseligen Geschichte verlautet, zu risiren haben!“

„Liebe Alix! Die ganze Gesellschaft hat ein Interesse daran, daß das tiefste Geheimniß waltet, und wenn Frau v. Wesdahl eine Indiskretion begeht, so hat sie selbst die Folgen zu tragen!“ erklärte die Gräfin, die sehr still und sichtlich auf das peinlichste berührt war, mit ungewohnter Bestimmtheit.

Der Graf ließ Alix bei seiner Frau; Taura hörten sie in dem benachbarten Salon mit schweren Schritten auf und abgehen. Nur eine unverschlossene Thüre trennte sie von ihm.

(Forts. folgt.)

Afrikanische Zauberer.

Der Fetischismus in Mittelafrika resultirt aus den Bestrebungen der Eingeborenen, irgend etwas zu finden, was ihrer Meinung nach geeignet ist, sie vor den ringsum lauernden Gefahren der Natur zu schützen. Raubthiere und giftige Schlangen, Krokodile, Flußpferde, gefährliche Insekten, mörderische Fieber, der Neid der Nachbarn, all' das bedroht den Wilden am Kongo in seiner körperlichen Sicherheit, und da darf es nicht Wunder nehmen, wenn er auf Schritt und Tritt Unheil ahnt und infolgedessen bemüht ist, die feindlichen Gewalten sich günstig zu stimmen und sich zu schützen vor den Schrecknissen, die ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht drohen. Vollgepfropft mit Aberglauben, vermeint der Eingeborene in einer Welt von Hexerei und Zauberei zu wandeln, in einer geheimnißvollen Schreckensatmosphäre, die alle seine Poren durchtränkt und ihn solcher Art reif macht für den blinden Glauben an die Macht seiner Zauberer.

Auf seinen Wanderungen im dunklen Erdheil hat E. J. Glave, einer von Stanley's Offizieren, die Mysterien dieser Tausendkünstler wie die überraschende Einfalt der naiven Volksstämme, bei denen erweislich noch niemals ein Zweifel Raum gegriffen hat, genau studirt. Niemals wird, so erzählt er jetzt in einer amerikanischen Monatsschrift, ein Eingeborener den Finger eines anderen berühren, denn dieser könnte ja vom Teufel besessen sein und die teuflische Influenz würde durch die Berührung in den Körper des ersteren übergehen. Und er wird es niemals versäumen, ehe er sich zur Ruhe begiebt, um seine Hütte einen Kreis aus Asche zu ziehen, denn über diesen Wall vermag Moloki, der Teufel der Nacht, nicht zu gelangen.

Die Zauberdoktoren werden bei einigen Kongostämmen „Monganga“, bei anderen „Nganga Nkisi“ genannt. Der Fetischmann ist dem Eingeborenen gegenüber in allen übernatürlichen Dingen eine Autorität, er ist der „ehrliche Makler“ zwischen dem Kongo-Neger und den teuflischen Mächten. Dabei hat jeder Stamm, jeder Distrikt seine anderen Gebräuche und Ceremonien, und ein Fetischmann, der beispielsweise am unteren Kongo ein ganz hervorragender Zauberer ist und mit all den vielen Teufeln nahezu auf dem Du-Fuße steht, wird zu einer Null, zu einem einflußlosen Menschen, wenn es ihm beifallen sollte, sein Domizil zu verändern und sein Geschäft mehr in das Innere des Landes zu verlegen.

Bei dem Ba-Kongo-Volke in der Gegend des unteren Kongo, deren Hauptort San Salvador ist, wo König Ntotela residirt, dem die Portugiesen den Titel Pedro V. gegeben haben, findet man ganz kuriose Beispiele des Fetisch-Systems. Eine der bemerkenswerthesten Ceremonien ist die des „Nkimba,“ die Einführung der Knaben und jungen Leute einer Stadt in die Mysterien und in den Ritus ihrer „Religion.“ Jedes Dorf in dem Gebiete des unteren Kongo besitzt eingefriedete Plätze, in welchen die Fetischmänner wohnen. Hat nun irgend ein Jüngling

Lust, sich dem ebenso einträglichen wie hochgeachteten Berufe eines Fetischmannes zu widmen, so braucht er nur an einem Markttage oder gelegentlich einer öffentlichen Versammlung platt auf den Bauch niederzufallen und eine Ohnmacht, einen Schlaganfall oder eine andere beliebige Krankheit zu simuliren. Die Fetischmänner wissen dann schon, was sie zu thun haben. Im Nu ist der Novize in so von den Nganga umringt, die ihn in ihre „Festung“ schleppen. Den Leuten wird erzählt, Luemba oder Nsaki oder wie der Bursche heißen mag, sei todt, mausetodt, hinübergegangen in die Welt der Geister — von wo die Nganga ihn aber, wenn auch unter einem anderen Namen, schon zurückbringen werden. In der Schule des Fetischismus wird hierauf der Jüngling zu allererst mit Kreide schneeweiß angestrichen und dann erhält er ein Hemd aus Palmenblättern oder einen Unterrock aus weit vom Körper abstehenden Bambusstreifen, welch letzterer Toilettegegenstand auf ein Haar einer Krinoline ähnlich sieht. Weiter als zur Lieferung dieser sehr simplen Kleidungsstücke gehen die Fetischmänner nicht, denn die Verköstigung des „Todten“ überlassen sie dessen Anverwandten, welche für den von hinnen Gegangenen täglich Nahrungsmittel bei der Umzäunung der Fetischmann-Behausung abliefern müssen. Die Novizen dürfen sich in den Wäldern ergehen, und vor ihrem eintönigen Gesang ergreifen die Weiber eilends die Flucht, denn keinem weiblichen Wesen ist es gestattet, einen Nkimba-Schüler von Angesicht zu Angesicht zu sehen. . . . Allmälig wird dem Lernenden die eigene Priestersprache der Nganga beigebracht, und wenn er die einmal inne hat, so beginnt die Lehre von den Doktrinen des Fetischismus. Nicht selten geschieht es, daß man einen ungläubigen oder begriffstutzigen Zögling, der es z. B. nicht begreifen will, daß schwarz weiß ist, zur Erhärtung dieser Lehre grün und blau schlägt. Hat der junge Mann aber seine Studien zur Zufriedenheit der Meister vollendet, was, je nach der Intelligenz des Zauberlehrlings, Monate oder Jahre dauern kann, so wird er an einem gewissen Tage unter Beobachtung mannigfacher Ceremonien zu seinen Eltern zurückgebracht, jedoch nicht mehr als Luemba oder Nsaki, sondern als „Kinkila Luemba“ oder „Nehama Nsaki“, Namen, die ihm während seines Aufenthaltes in der Einfriedigung gegeben worden sind. Nun ist er selbst ein Fetischmann und wenn er mit einem Kollegen zusammentrifft, so wird er seine Gesichtsmuskeln wohl zu beherrschen wissen und an ihm mit ernster Miene vorübergehen . . . Glave nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß die hier geschilderte Art und Weise, wie die Fetischmänner ihren Nachwuchs heranbilden, eine mehr oder minder verwaschene Nachahmung der Gebräuche jener portugiesischen Missionäre sind, welche nach Diago Cams Entdeckung des Kongon sich in San Salvador und Umgebung ansiedelten. Der Nkimba ist undekannt in den Gegenden Manyanga und Lukunga, zweihundert Meilen von der Küste, wohin die Priester in jenen Zeiten selbst bei ihren entferntesten Reisen nicht zu dringen vermochten. Aber zwischen diesen Distrikten und San Salvador findet man die Nkimba-Umzäunungen fast in jedem Dorfe. Glave zieht Vergleiche zwischen dem Anstreichen des Körpers mit Kreide und den weißen Kutten der Mönche, dem Verbot des Blickes eines Weibes auf die Nkimba-Novizen und dem Umstande, daß keines Weibes Fuß eines der Klöster im Gebiete von San Salvador betreten durfte, dem Erlernen einer neuen Sprache und dem Latein des katholischen Ritus, dem Geben von neuen Namen und der Gepflogenheit der Priester, einen zum katholischen Glauben übergetretenen Eingeborenen Bruder Ignatius oder Vater Hyacinthe zu nennen, und schließlich zwischen dem angeblichen Tode des Nkimba-Novizen und seinem Wiedererwachen zum Leben. . . .

Man wird zugeben, daß die Nganga den Jünglingen der Distrikte am unteren Kongo den Eintritt in das „Geschäft“ nicht leicht machen. Hingegen ist es in allen anderen Gegenden der Kongo-Region geradezu ein Kinderspiel, Fetischmann zu werden; es gehört dazu, wie zu allen Dingen in diesem Leben, nur ein bischen Glück, und jeder Einzelne vermag, ein echter und rechter Self-made-man, sich höchst eigenhändig zum Zauberpriester zu „weihen.“ Wer da Fetischmann werden will, der braucht nur ein wenig mehr Erfolg auf der Jagd, beim Fischfang oder im Kriege zu haben als die übrige Kongo-Menschheit, braucht nur irgend eine hervorragende That zu thun — die Leute, die ja alles auf die Wirkung übernatürlicher Gewalten zurückführen, bekommen vor dem „Auserwählten“ einen heiligen Respekt . . . und der Mann ist auch schon Zauberer und eröffnet zugleich seine Niederlage von Fetischen, als da sind: Kräuter, Steine, Federn, Hölzer u. a. m. Der Fetischmann, der seine Profession versteht, befleißigt sich eines bedächtigen, würdevollen Ganges, einer tiefernsten Amtsmiene, eines stets geheimnißvollen Wesens und einer blumen- und spruchreichen Redeweise.

Interessant ist es, daß die Eingebornen Mittelafrikas eine Ceremonie beobachten, welche sehr an unser mittelalterliches Gottesgericht erinnert. Wenn man bemerkt, daß ein Kongo-Neger sich gegen eines der Gesetze seines Stammes vergangen habe, so sind gleich die Nganga bei der Hand, um zu ermitteln, ob der Betreffende schuldig oder unschuldig ist. Um dies herauszubringen, besitzen sie das Mbundo oder Nsaia, ein Pflanzengift, welches aus der Rinde eines gewissen Baumes derfertigt und mit Wasser gemischt wird. Je weniger Wasser dem Gifte zugeschüttet wird, desto tödtlicher wirkt es, und infolgedessen liegt es ganz im Belieben der Nganga, den Angeklagten aus dem Gottesgerichte als einen Unschuldsengel, der am Leben bleibt, oder als todten Bösewicht hervorgehen zu lassen. Tritt der letztere Fall ein, so thut das Volk ein Uebriges, indem alle waffentragenden Männer den Körper des Gerichteten noch mit ihren Speeren durchbohren. Es liegt, wie gesagt, im Belieben der Nganga, die Stärke des Giftes zu bemessen. Aber sie sind gescheite Leute, diese Fetischmänner, und ehe sie an die Verdünnung des Giftes gehen, lauschen sie da und dort ihn, um zu hören, wie die Stimmung im Dorfe ist, ob für oder gegen den Inkulpaten, und sie handeln dann immer nach der Meinung der „kompakten Majorität“, so daß das Resultat des Gottesgerichts stets die große Masse befriedigt.

In Glave's Schilderungen findet man noch mannigfache Gebräuche aufgezählt, die uns ganz europäisch anmuthen. Der Schrei der Eule um Mitternacht gilt am Kongo genau so wie bei unserem abergläubischen Landvolke als das Zeichen, daß der Tod durch das Dorf zieht und sich ein Opfer sucht, und wenn die Eingeborenen die Klage des Todtenvogels vernehmen, so eilen sie zu seinem Standplatze und trachten, ihn mit Stöcken und Steinen zu vertreiben. Und sogar der Darwinismus, freilich der umgekehrte, hat am Kongo Eingang gefunden. Dort existirt der Soko, eine große Affenart von der Spezies der Gorillas, der, wenn wir den Kongo-Negern Glauben schenken wollen, von einem Menschen abstammt, welcher in längst vergangenen Zeiten infolge von Schulden und anderen Unannehmlichkeiten mit seiner Familie in die Wälder floh, um solcher Art auf radikale Weise außer Schußweite seiner Gläubiger zu kommen. Die hatten nun freilich das Nachsehen, aber der durchgebrannte Schuldner verwilderte im Urwalde und seine Nachkommen wurden Affen. Und so stammt am Kongo der Affe vom Menschen ab.

Bunte Zeitung.

* **Ein russisches Gymnasium.** In der Roman-Zeitung (Otto Janke) berichtet Günther von Elmen über einen Besuch in einem russischen Gymnasium interessante Einzelheiten. Das erste Gymnasium der uralten heiligen russischen Gouvernementshauptstadt K. — ein altes, efeiges, schmuckloses Bauwerk, mit endlosen kahlen, matterhellten Gängen, geheimnißvollen Nischen und klosterähnlich-gewölbten Klassenzimmern. Es ist ein Viertel vor acht — gemessen steigt der „Schweizer“ die innere große Freitreppe des Vorsaals hinab und öffnet das rasselnde Schloß des mächtigen Haupteinganges. Im Sturmschritt ergießt sich die junge Schaar in den düsteren Schooß des Gebäudes — alle gleich gekleidet, mit dunkelblauer Uniformmütze und dunkelgrauem Militärrock. Wie das durcheinander flutbet, trampelt, hutet, gellend lacht, fröhlich schnattert und schwirrt. Doch sieh! — plötzlich legt sich das Brausen. Unheimliche Todtenstille tritt ein. Der Herr „Inspektor“ kommt knarrenden Tritts und grimmigen Blickes die wurmstichigen, staubbedeckten Stufen der altmodischen Riesentreppe herabgeschritten. Majestätischen Schrittes wandelt dann der Allgewaltige die langen, von seinen unheimlich knarrenden Stiefeln wiederhallenden Korridore auf und ab, alles hält an sich in scheuer Furcht. Jetzt dröhnen mit nervenerschütternder Wucht die acht schrecklich langgezogenen Glockenschläge der Gymnasiumsuhr durch den Riesenbau. Der Schweizer schließt das rasselnde Hauptportal und öffnet die großen Flügelthüren des Lehrergarderobensaales, aus dem unter steifem Vorantritt des Anstaltsdirektors ein Dutzend blaubefrackter Gymnasiallehrer mehr oder weniger eilenden Schrittes dem Schauplatz ihrer Thätigkeit zustreben. Wir folgen der liebenswürdigen Einladung des deutschen Lehrers der sechsten Klasse, nach unserer Begleichnung: der Prima. Das Erste was wir als arg verwöhnte Westeuropäer feststellen, ist die eigenartig russische Lufthülle. Sie erweist sich als ein mixtum compositum der Gerüche von vier vielfagenden Bestandtheilen als da sind: „halbgegerbtes Stiefelleder“ — „selten gereinigte Kleidungsstücke“ — „drensliche Papiercigarren“ — und (falls noch hebräisches Blut, wie in unserm Falle mit im Zimmer umläuft) . . . „der liebe, süße Knoblauch.“ Naturgemäß erwarteten wir eine Art Ueberraschung oder Störung durch unser Erscheinen. Indessen mit dem größten Gleichmuth geht man alleitig über den unangekündigten Besuch einfach zur Tagesordnung über: Jeder klappt ruhig sein Cotta'sches Exemplar von Schillers „Räubern“ auf — und das Lesen und Uebersetzen des Lieblingspoeten ins Russische beginnt. Die Lernenden weisen mit wenigen bakonnasigen polnischen Ausnahmen und außer einem halben Dutzend bebrillten semitischen Elementen, welche das Deutsche wie Wasser sprechen, den entschieden russischen Typus auf: verwitterte, theilweis fahl broncirte, fahl angehauchte Gesichtsfarbe mit unruhig unter verhältnißmäßig starken, dunkeln Brauen hervorlugendem, stechendem Augenpaar,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910611058/fragment/page=0002